

Benders „Anabaptist Vision“ („Täuferisches Leitbild“). Er versucht eine Klassifizierung des Täuferiums in vier Typen: Schleithem, Menno Simons, Marpeck, Hut. Diesen Gruppen versucht er inhaltliche Beschreibungen zuzuordnen und sie mit den Entwicklungen des Mennonitentums im 20. Jahrhundert in Beziehung zu bringen. Er fragt: „Kann es eine Perspektive geben, die pluralistisch und normativ zugleich ist?“ Für ihn ist C. J. Dyck ein Mennonit, der beides zu leben versuchte. Sawatzki geht es um die Spannung zwischen einem deutlichen Standpunkt und dem nötigen Blick in die Weite.

Einen ganz anderen Ansatz liefert Paul Peachy, der über den Begriff „Freikirche“ nachdenkt und dabei die Klassifizierung von Ernst Troeltsch bzw. die Äußerungen von Karl Rahner zum soziologischen Gebrauch des Sektensbegriffes verwendet. Er sieht eine Spannung zwischen dem modernen Menschen, der nach Autonomie des Individuums strebt und den Texten des Neuen Testaments, die die Menschen als Gemeinschaftswesen definieren. Für ihn liegt die Zukunft der Kirche in den kleinen alternativen Hausgemeinden.

Paul Toews beschreibt die verschiedenen Arten der Geschichtsschreibung in der Tradition der mennonitischen Brüdergemeinden (MB). Er setzt das Nachdenken über die Wurzeln der MB in Beziehung zu ihrer theologischen Tradition. Auch für die MB ist die Frage nach ihrer Geschichte eng verbunden mit der Frage nach der Identität. Toews zeigt die Vielfalt der theologischen Einflüsse auf die diese Gemeinden in Nordamerika. Erst die Besinnung auf die täuferisch-mennonitischen Wurzeln habe zur Entwicklung einer eigenen Identität geführt, die näher beim Täufermennonitentum als beim Pietismus liege. Die Entwicklung des Bibelseminars der mennonitischen Brüdergemeinden führt er als Beispiel an.

Im ganzen gesehen, ist die Festschrift eine gelungene Ehrung für C. J. Dyck und seine Forschungsarbeit, die dieser ja in seinem Ruhestand weiter fortsetzt. Die Aufsätze, die in der hier gebotenen Kürze nur vieles anreißen, weisen einen Weg zur weiteren Forschung in der Täufer- und Mennonitengeschichte. Ein äußerst lesenswertes Buch - wenn man Englisch lesen kann.

*Rainer W. Burkart*

*Reinhild Kauenhoven Janzen und John M. Janzen, Mennonite Furniture. A Migrant Tradition (1766–1910), Good Books, Intercourse, Pa. 1991, 231 S., 241 Abb., dav. 137 farbig, Karten, Zeichnungen, Leinen.*

Den Begriff „Mennonitisches Mobiliar“ gibt es wirklich, zumindest unter Kennern und Liebhabern in Nordamerika. Er ist zu verstehen als Antwort

auf die Frage: Was für Möbel haben die Mennoniten damals gehabt, angefertigt, ihren Kindern weitergegeben?

Damals — das war die Zeit von der Einwanderung großer Gruppen mennonitischer Familien aus Rußland nach Nordamerika (1870–1880) bis hin zu den Jahren des Jahrhundertbeginns, als die handgefertigten Möbel allmählich durch Möbel aus der Fabrik ersetzt wurden. Da die Immigranten auch Möbel mitgebracht hatten, die ein halbes Jahrhundert zuvor von Danzig und Westpreußen nach Südrußland gelangt waren, mußte weiter ausgeholt werden, als man sich 1988 im Kauffman Museum (Bethel College, Kansas) an die Aufgabe machte, „Mennonitische Möbel“ erstmals wissenschaftlich zu erfassen. So legten Reinhild Kauenhoven Janzen (Kurator) und ihr Ehemann John M. Janzen (Direktor) die Zeitspanne auf die Jahre zwischen 1766 und 1910, nämlich von der Datierung des ältesten Möbelstücks, eines Spinnradstuhles aus der Weichselniederung, bis zu jenem Jahr, als der letzte katalogisierte, handwerklich gefertigte Einrichtungsgegenstand, ein Lehrerpult, geschreinert worden war. Das Ergebnis dieser von zahlreichen Freunden unterstützten Forschungstätigkeit liegt nun in einem großformatigen, schön ausgestatteten Bildband vor.

Beim Durchblättern fallen sogleich die prachtvollen Abbildungen ins Auge. Jede ist mit einem Kurzkommentar versehen, der Entstehungsjahr, Besitzer, Herkunft und Bestimmung, das verwendete Material, die handwerkliche Ausführung und die Größenmaße angibt. Photographien von Einzelteilen, vor allem von Schmuckelementen, sowie Zeichnungen zu handwerklichen Details machen auf herausragende Gegenstände aufmerksam; Personenbeschreibungen und Portraits von Herstellern und Besitzern der Möbel vervollständigen neben Hausratslisten und Grundrißzeichnungen von Wohnhäusern die bildhafte Darstellung. Eingebettet wurde diese in die Siedlungsgeschichte der Mennoniten. Es ging den Autoren darum darzulegen, daß Häuser und Möbel im Leben einer Volksgruppe, die so sehr von eigenen, die Jahrhunderte überdauernden Wertvorstellungen geprägt war wie die der preußisch-rußländischen Mennoniten, ebensowenig zufällig und austauschbar sind wie Religion und Sprache.

Dabei spielen Bewahrung und Veränderung der Lebensumstände eine bedeutsame Rolle: tradition and migration. Für die Kunsthistorikerin und den Anthropologen stellte sich damit die Aufgabe, aus der Form, der Funktion und der Tradierung des „Mennonitischen Mobiliars“ eine kleine Kulturgeschichte abzuleiten. Die nötige Kompetenz dafür erwarben sie sich mit der kundigen Auswertung von rund 500 Sammlerstücken, darüber hinaus aber auch durch zwei Studienreisen, die sie in europäische Museen und bis in die

Siedlungsgebiete der Mennoniten im Osten Europas führten. In neun Kapiteln baut sich diese Kulturgeschichte auf, wobei die chronologische Darstellung immer wieder reizvoll durchbrochen wird von erzählerisch gestalteten Aus- und Rückblicken.

Ein Schlüsselwort zum Verständnis der Abbildungen scheint mir die von den Autoren an sich selbst gerichtete Aufforderung: „read furniture“ zu sein. Aber wie liest man Möbel? Indem man sie mit anderen Lebensäußerungen ihrer Besitzer in Beziehung setzt. Das machen die Autoren mit Auszügen aus Briefen, Dokumenten und Erinnerungsberichten von ehemaligen Besitzern „mennonitischer Möbel“. So kann der Leser selbst diese Beziehungen herstellen, dem Thema des Buches auf eigene Weise nahekomen und die Aussagen der Autoren nachvollziehen. Eine bedeutungsvolle Hilfe dabei bietet die von den Autoren vorgenommene Auflistung und Erörterung von „Ritualen und Räumen des häuslichen Lebens“, wobei man „rituals“ wohl am besten mit „geregelt Abläufe bzw. Formen des Zusammenlebens“ übersetzen kann.

So entsteht vor dem Leser mit der versunkenen Welt zugleich die sie prägende sittliche Ordnung: Wenn die Familie sich täglich zu bestimmten Zeiten am backsteingemauerten Herd — später ist es der Ofen — und um den Tisch versammelte, erfuhr sie dort gemeinsam Wärme, Nähe, Sättigung. Andererseits aber ermöglichte die Aufstellung der Betten in getrennten Räumen — sie hießen immer „Eckstube“, „Kleine Stube“, „Sommerstube“ und „Große Stube“ — auch eine gewisse Distanz zwischen den Generationen und den Geschlechtern. Als symbolisch vorweggenommene Begründung eines eigenen Hausstandes für die heiratsfähige Tochter muß die Anschaffung der „Tjist“, der Aussteuertruhe, verstanden werden, die sich, meist noch aus dem Danziger Werder stammend, bei fast allen rußlandmennonitischen Familien unter dem Auswanderungsgepäck befand. Schränke in sämtlichen Räumen kamen dem Bedürfnis nach Ordnung und Vorratshaltung entgegen. Für Gäste waren die in der Großen Stube aufgestellten, nicht für den täglichen Gebrauch der Familie vorgesehenen, schön geformten Ruhebänke und Stühle bestimmt. Die bunt bemalte Pendeluhr, die in keiner Großen Stube fehlte, wies auf die bei den Mennoniten hochgeschätzte Pünktlichkeit hin, die jedem Tun und Ruhen seine bestimmte Zeit zumaß — es waren dies die noch aus der alten Heimat im Werdergebiet stammenden „Kröger-Uhren“. So klein, ja ärmlich die Häuser der rußländischen Einwanderer zunächst waren, so unterschiedlich in der Qualität das mitgebrachte und später neu geschreinerte „Mennonitische Mobiliar“ auch sein mochte, die Familien setzten damit eine Lebensweise fort, die in Rußland mehrere Generationen

hindurch ihre unverwechselbar eigene gewesen war. Besonders bedeutungsvolle Möbel, vor allem die Kröger-Uhr und die Aussteuertruhe, die selbst schon ererbt, hier wiederum den Kindern weitergegeben wurden, stellten eine generationsübergreifende Kontinuität des Familienbewußtseins dar. Den vor dem Ersten Weltkrieg erfolgten Übergang zu fabrikmäßig hergestellten, „amerikanischen“ Möbeln schätzen die Autoren als mit der Familientradition des verlässlichen Zusammenlebens immerhin noch im Einklang befindlich ein.

In den auf die Einwanderung folgenden Jahrzehnten gelangte die handwerkliche Fertigung von „Mennonitischen Möbeln“ noch einmal zu neuer Blüte. Schreiner, die sich z. B. auf Schränke oder Kommoden spezialisierten, gestalteten die alten Formen zum letzten Mal kunstvoll nach, wobei sie, vor allem bei der Ausführung technischer und schmückender Details, auch Neuerungen einführten.

Nach der Bestandsaufnahme wenden sich die Autoren den Ursprüngen des „Mennonitischen Mobiliars“ in Danzig und dem Weichseldelta zu. So wie die Vorbilder für die späteren mennonitischen Bauernhäuser beim Danziger Langhaus gefunden werden, so können Spuren von niederländischer Handwerkskultur wie auch von polnisch-italienischer Renaissancekunst bei den Mennoniten der gehobenen Danziger Bürgerschicht an ihren Häusern festgestellt werden. Sie, deren Vorfahren im 16. und 17. Jahrhundert ja größtenteils als Handwerker aus den Niederlanden nach Danzig gekommen waren, gestalteten solche Möbel später als Auftragsarbeit nach, wobei sich die niederländische Tradition besonders deutlich nachweisen läßt. Für den Gebrauch in den eigenen, ländlichen Gemeinden stellten die mennonitischen Bauleute und Möbeltischler aber auch einfachere Ausführungen her, wobei gelegentlich Anleihen bei den Hausformen und Einrichtungsgegenständen der kaschubischen Landbevölkerung gemacht wurden.

Auf mehrfach geschichtetem Grund entstanden also die „Mennonitischen Möbel“. Streng funktional auf die Bedürfnisse der bäuerlichen Familie bezogen, umfassen sie doch eine beachtliche Breite der Ausführung: Das reicht von der einfachen Milchbank bis zur prächtig bemalten und beschrifteten, mit kunstvollen Intarsien und Beschlägen versehenen Aussteuertruhe. In der Schaffung einer eigenen Wohnkultur bestand also eine wesentliche, zivilisatorische Leistung der Danzig-westpreußischen Mennoniten.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die große Landnot ausbrach, zogen dann auch Zimmerleute, Tischler und Maler mit den landsuchenden Bauern nach Mittelpolen und Südrußland. In den neuen Dörfern innerhalb der Chortiza- und der Molotschna-Kolonie fertigten sie wie früher Einrich-

tungsgegenstände für ihre Landsleute an. Oftmals von den Hausvätern nachgebaut, wurden diese Möbel schließlich als „mennonitisch“ für jedes Haus typisch und gelangten mit den Auswandernden von 1870–1880 nach Nordamerika.

Nach dem bolschewistischen Umsturz wurden in den deutschen Siedlungsgebieten die weithin bekannten Möbelmanufakturen der Mennoniten enteignet, aber die Handwerkskultur selbst blieb erhalten. Sie zog sich nun ganz auf die Höfe zurück, wo an Hobel- und Drechselbank die traditionellen Möbel weiterhin entstanden. Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer Renaissance der privaten, vorindustriellen Möbelherstellung. Im Osten Europas sind diese Möbel bis auf kleine Reste in den noch bestehenden mennonitischen Siedlungsgebieten verloren gegangen. Und in den Präriestaaten der USA und Kanadas, wo sie noch erhalten sind, sind sie zu rein musealen Sammlerstücken geworden. Die Autoren sprechen von kulturellem Niedergang, von Anpassung an den Lebensstil des raschen Wechsels und der Massenproduktion, auch von geschwundenem Identitätsbewußtsein. In der Tat begann bei den Einwanderern der Kauf von „modernen“ Möbeln, die so leicht und oft so billig zu haben waren, manchmal bereits mit der Einrichtung ihrer Häuser, zumal wenn es wohlhabende Leute waren, wie sie in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch direkt aus dem Danzig-westpreußischen Gebiet in die amerikanischen Präriestaaten kamen. Und die Schreiner und Maler hatten später tatsächlich oft Schwierigkeiten, ihre handwerklich gefertigten Möbelstücke abzusetzen. Kein Wunder, daß sie sich allmählich dem Zeitgeschmack anpaßten und vor allem solche Möbel herstellten, die auch gefragt waren. Nur als Spielmöbel für die Kinder lebten die alten Formen noch länger fort.

In einer abschließenden Übersicht entfalten die Autoren eine Theorie, der man besonders gern zustimmt: daß sich bei den alten, mennonitischen Möbeln im Ästhetischen das Ethische ausdrücke und dieses gerade hier seine ihm angemessene, sinnlich erfaßbare Form finde. Es fällt dem Betrachter nicht schwer, auch in der Form und der Verarbeitung der Möbelstücke die von ihren Besitzern wertgeschätzten Tugenden der Bescheidenheit, Redlichkeit und Solidität, des Fleißes und der Ordnungsliebe, des Familiensinns und der Gastlichkeit zu erkennen. Die sich in den Möbeln gewissermaßen materialisierende Frömmigkeit erhebt sie über den Gebrauchswert hinaus, läßt sie als Vermahnungen der Familie zu einem gottesfürchtigen Leben erscheinen, das sich im täglichen Ablauf von Gebet und Arbeit vollziehen soll.

Ganze biblische Geschichten finden sich auf einigen der alten Wanduhren aus der Danziger Zeit. Diese bildnerischen Kunstwerke wurden von Rein-

hild Janzen mit Einfühlungskraft und Sachverstand gedeutet. Auch hier führt die Sinngebung des Gegenstandes zu einem tieferen Verständnis derer, die ihn schufen und nutzten.

Die Autoren erörtern, ob die Einwanderer aus Rußland mit der neuen Erfahrung bürgerlicher Freiheit das Bedürfnis einbüßten, ihre identitätsstiftende Wohnkultur weiter zu pflegen. Damit wird die Frage nach der mennonitischen Identität selbst berührt. Die Autoren sprechen an dieser wie an anderen Stellen ihres Buches durchaus von dem unverwechselbar Eigenen der Mennoniten, wie sie heute noch z. B. in den Präriestaaten Nordamerikas leben — zu denen sie selbst gehören. Da ist vor allem die im Dienst am Nächsten tätige Frömmigkeit, das Gemeinschaftsbewußtsein, auch der Friedensauftrag. Dieses sind die eigentlichen, die gewachsenen Identitätsmerkmale, sie sind das Bleibende. Dagegen werden das eigene Brauchtum, die eigene Sprache als nach innen gerichtete kommunikative Kräfte wahrscheinlich mit der Zeit verschwinden, so wie ja auch nicht mehr „mennonitisch“ gebaut, gewirtschaftet und gelohnt wird.

Das Buch ist an eine nordamerikanische Leserschaft gerichtet, stellt aber eine Tradition vor, die sich auch in den mennonitischen Siedlungen Mittel- und Südamerikas sowie der russischen Altai- und Orenburg-Regionen findet: teils noch lebendig, teils längst im Wandel oder bereits in der Auflösung begriffen. Es ist das erste Mal, daß diese Tradition wissenschaftlich dargestellt worden ist. Mit der Methode der rückschließenden Interpretation (aus historischer, kunsthistorischer und ethnologischer Sicht) wird in dem vorliegenden Buch an Gegenständen des täglichen Lebens erkennbar gemacht, welcherart die Menschen waren, die diese Dinge schufen, gebrauchten und an ihre Nachkommen vererbten. Wir sind den Autoren Dank schuldig für diese Arbeit, durch die sich uns die Zusammenhänge zwischen Traditionswerten und historischer Identität erschließen.

*Julia Hildebrandt*

*Matthias H. Rauert und Annelie Kümpers-Greve, Van der Smissen. Eine mennonitische Familie vor dem Hintergrund der Geschichte Altonas und Schleswig-Holsteins. Texte und Dokumente (Studien zur Kulturgeschichte Norddeutschlands, herausgegeben von A. Kümpers-Greve, Band 1), Verlag Nord Magazin, Hamburg 1992, VI und 274 S., zahlr. Abb., Familienstammbaum, Ln.*

Seit dem Zweiten Weltkrieg ist der Geschichte der norddeutschen Mennoniten nur wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht worden. Die Gründe